



TEXT: **STEFAN KRÜCKEN**
PORTRÄT: **BERNHARD KÜHMSTEDT**

D

er Tag, an dem Michele Rossitto herausfinden wollte, wie viele Kinder mit seinem Samen produziert wurden, war ein aufregender Tag. Im Internet stieß Rossitto – 46, gebürtiger Sizilianer, groß und athletisch gebaut, mit Haargel in

den Locken – auf „Donor Sibling Registry“ (DRS), eine Website, mit der die Initiatoren Familien, Spermaspender und Halbgeschwister zusammenführen möchten. Rossitto, der als PR-Experte oft berufsbedingt umzog und heute in München lebt, war vor einigen Jahren Lieferant Nummer 2362 der Samenbank von Palo Alto, Kalifornien. Er tippte seine Details in ein Kontaktformular, dann wartete er ab.

Vorläufiges Ergebnis, Stand Dezember 2009: Mindestens acht Kinder, fünf Jungen, drei Mädchen, allesamt zwischen vier und sechs Jahren alt, sind genetische Kinder von Michele Rossitto. Bislang kontaktierten ihn nur Angehörige aus den Vereinigten Staaten, aus Milwaukee, aus Louisiana, von der Westküste, wobei die Samenbank in Kalifornien, der er zweimal wöchentlich zulieferte, auch ins Ausland exportiert. Von einigen Kindern kennt Rossitto sogar die Namen: Creesa, Nicolas, Ava, Johnny. „Johnny ist ein hübscher Junge, er hat vor Kurzem für eine Modekette gemodelt“, erzählt sein Erzeuger, was sich beinahe anhört, als spreche ein stolzer Vater.

●
VIELE FRAUEN BRAUCHEN FREMDES SPERMA, UM SCHWANGER ZU WERDEN, VIELE MÄNNER SPENDEN, UM GELD ZU VERDIENEN. DIE SO GEZEUGTEN KINDER WIEDERUM – RUND 100 000 ALLEIN IN DEUTSCHLAND – ERFAHREN DIE IDENTITÄT IHRER SERIENVÄTER NIE, WEIL SAMENBANKEN AUF ANONYMITÄT BESTEHEN UND DIE RECHTSLAGE UNKLAR IST. BLICK AUF EIN MILLIONENGESCHÄFT VOLLER GEHEIMNISSE

„Mister Michele“ nennt ihn der Junge, der gern mit ihm skypen würde, doch jedes Mal, wenn die Internetverbindung steht, fällt auf wundersame Weise das Bild aus. Rossitto vermutet, dass Johnnys Mutter vielleicht doch ein wenig mulmig zumute ist, diesen Schritt zu wagen. „Die Kinder können sich gern bei mir melden und mich, wenn sie mögen, eines Tages besuchen kommen“, sagt der Italiener. Welche Rolle er für sich definiert? „Verwandter-at-large trifft es doch ganz gut.“ Sein letzter Erguss im Dienst des Bevölkerungswachstums liegt acht Jahre zurück (als er das von der Samenbank zulässige Höchstalter erreichte), doch wie viele *straws*, strohhalmartige Röhrchen voller Spermien, gekühlt in flüssigem Stickstoff bei minus 196 Grad, noch im Umlauf sind, vermag niemand zu sagen. Möglich, dass ihm demnächst noch mehr Kinder eine Mail schicken, doch Rossitto bleibt gelassen. „Ich bin gespannt darauf, sie kennenzulernen.“

Nummer 2362, der damals nicht nur für „Biergeld“ sein Bestes gab, sondern auch, weil er kinderlosen Ehepaaren helfen wollte, ist so etwas wie der ideale „Spendervater“: offen, ehrlich, zugänglich. Rund eine Million Kinder wurden in den USA auf anonyme Weise gezeugt; in Deutschland leben nach Schätzungen mehr als 100 000 sogenannte Eiskinder, von denen nur wenige wissen, dass der Mann, der sie aufzog, nicht ihr leiblicher Vater ist. Kommt die wahre Geschichte überhaupt ans Licht, weigern sich Samenbanken und Geburtskliniken, die Identität der Spender preiszugeben. Um Geheim- →



**VERWANDTER-
AT-LARGE**

Michele Rossitto, 46, hat nach eigenen Recherchen mindestens fünf Söhne und drei Töchter, die er noch nie gesehen hat

nisse geht es in der Industrie, die Kinderwünsche erfüllt, um Fragen von Ethik und Recht, und auch um einige Hundert Millionen Euro. Für Samenbanken ist Sperma eine Art „weiße Währung.“

DIE REGELN SIND ÜBERALL

gleich: Spenden darf prinzipiell jeder, der gesund ist, keine Erbkrankheiten aufweist und die Mindestanforderung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) erfüllt, die mehr als 20 Millionen bewegliche Samenfäden pro Milliliter vorsieht. Knapp eine Million Samen spenden werden von knapp 150 amerikanischen Samenbanken im Jahr bestellt. In den USA – wo das Recht in Fortpflanzungsfragen in der Verfassung verankert ist und Eizellen, Leihmütter, Sperma und selbst Embryonen gehandelt werden wie hierzulande Würstchen und Landeier – stehen im Internet Kataloge mit niedlichen Babyfotos zum Download bereit. Kunden können Sperma online ordern, wie eine Pizza, mit wenig Käse und doppelter Portion Salami. Qualitätssamen von Studenten wird dabei, vermutlich wegen der vermeintlich besseren Perspektiven des Kindes, besonders gern bestellt.

In Deutschland arbeiten Samenbanken wie die Essener Novum-Klinik nach dem Prinzip der „Typangleichung“, wie es der Leiter Professor Dr. Thomas Katzorke nennt. In Kladden heftet man Daten zu den Spendern ab, ein Passfoto, Angaben zu Ethnie, Körperbau und Beruf. „Wenn das Kind später ganz anders aussieht als die Eltern, wäre das mein größter Horror“, meint Katzorke. Einer zierlichen Büroangestellten, die mit einem kleinwüchsigen Baggerfahrer verheiratet ist, hilft der Samen eines hünenhaften Schwarzafrikaners mit einer Professur in Bioinformatik nicht unbedingt weiter. Weil in manchen Kulturkreisen diese Art des Handwerks verpönt ist, werden für Ejakulate von Türken oder Japanern Höchstpreise erzielt; der Preis bemisst sich ansonsten an der Anzahl der Samenfäden.

Für eine Spende der Qualität „sehr gut“ (40 Millionen Spermien pro Milliliter) zahlen Samenbanken im Schnitt bis zu 150 Euro, woraus sie (je nach Menge des Ergusses) bis zu 30 *straws* produzieren können – und zum Stückpreis von bis zu 500 Euro weiterverkaufen. Der Preis für diesen „Rohstoff“ steigt immer weiter, denn die Qualität des Spermas sinkt überall, und die Nachfrage steigt. In manchen Ländern ist das anonyme Spenden verboten – in Schweden bereits seit den 1980er-Jahren, in der Schweiz seit 2001, in England seit 2005 –, was dort zu einem regelrechten Spermanotstand geführt hat. Kaum einer mag liefern, wenn es nicht im Schutz der Anonymität geschieht. Männer wie Rossitto, im Fachjargon Yes-Donor oder offener Spender genannt, sind in allen Ländern die Ausnahme und werden deshalb besonders gut entlohnt: Der Preis für ihren Samen verdoppelt sich.

Geschäfte mit unerfüllten Kinderwünschen (nach Angaben des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung bleiben hierzulande 1,4 Millio-

nen Paare kinderlos) laufen auch deshalb so gut, weil der Leidensdruck der Betroffenen enorm ist. Ungewollte Kinderlosigkeit, sagen Psychologen, kann zu existenziellen Krisen führen; vor allem unfruchtbare Männer empfinden es als Demütigung, die eigene Spezies nicht erhalten zu können, und lesbische Paare fühlen sich ausgestoßen. Dem Thema haftet etwas Archaisches an, es ist versehen mit einem Subtext wie aus biblischen Zeiten, in denen Unfruchtbarkeit als höchste Strafe Gottes galt. Frauen, die sich die einige Tausend Euro teure Behandlung nicht leisten können, suchen in Internetforen nach Spermalieferanten, und einige Männer bieten selbstlos ihre Dienste an, gegen Erstattung der Fahrtkosten.

Medizinisch gesehen gilt Sperma aus Samenbanken wegen der Tests und Untersuchungen als sicher, doch die psychologischen Spätfolgen einer anonymen Spende spielen keine Rolle – egal, ob in den USA, in Dänemark oder Deutschland. „Jeder pocht auf sein Recht, die Kliniken, die Ärzte. Wo aber bleiben die Rechte der Spenderkinder?“, klagt Wendy Kramer, 51, Initiatorin der Selbsthilfeorganisation „Donor Sibling Registry“, die in den vergangenen zehn Jahren knapp 7000 Angehörige aus der ganzen Welt miteinander in Kontakt brachte. Dass die meisten Angehörigen niemals etwas über ihren genetischen Ursprung erfahren können, bezeichnet sie als Schande und als Skandal. Als vorbildlich gilt hingegen Schweden, das erste Land, das Kindern aus einer Samenspende mit 18 Jahren das gesetzliche Recht verlieh, den biologischen Vater identifizieren zu können.

Für Stina, 29, eine Studentin aus Köln, die weder ihren echten Namen noch sonst etwas über sich in einer Zeitschrift lesen möchte, zerriss im Märchensommer 2006 ihr Familienbild, als ihre Eltern zu einem Gespräch baten. Ihr Vater schenkte sich einen Schnaps ein, und die Mutter eröffnete ihr unter Tränen, dass sie durch donogene Insemination (bei der Sperma direkt in die Gebärmutter gespritzt wird) mit Fremdsamen gezeugt worden war, weil ihr Partner nach einer Erkrankung dazu nicht in der Lage war. „Wer ist mein genetischer Vater?“, fragte Stina, die den Moment als Schockzustand beschreibt. „Das weiß ich nicht“, antwortete die Mutter, „aber er war gesund und intelligent.“ Sie hätten darum gebeten, dass der Spender nicht zu groß sei, damit es keine Auffälligkeiten gab. Das Geheimnis hielt viele Jahre.

Stina ging ins Badezimmer und betrachtete sich im Spiegel: Stammt ihre Nase von ihrem Spendervater? Oder die Augen? In den nächsten Wochen, so erzählt sie, ging es ihr „so schlecht wie noch nie in meinem Leben. Ich musste mich immer wieder daran erinnern, dass ich noch der gleiche Mensch bin und es mein eigener Körper ist“, erinnert sie sich. Schlimmer noch als den Umstand, mit einer Samenspende gezeugt worden zu sein, empfand sie die Lüge ihrer Eltern – und die Ungewissheit, von wem sie eigentlich abstammte. „Ich möchte wissen, woher ein Teil von mir kommt“, sagt sie, doch ihre Suche war nach zwei Briefen bereits beendet. Die Universitätsklinik Essen und auch der Arzt, der ihre Mutter behan-

MEINE KINDER KÖNNEN SICH GERNE MELDEN



MICHELE UND SEINE KINDER



delte, teilten ihr mit, dass die Unterlagen nach Ablauf einer gesetzlichen Mindestfrist von zehn Jahren vernichtet worden seien; der Arzt bot ein Gespräch mit einem Psychologen an, mehr könne man nicht für sie tun.

DIE RECHTLICHE LAGE ist verworren: Zwar hat das Bundesverfassungsgericht bereits 1989 das „Recht eines Kindes auf Kenntnis der eigenen Abstammung“ anerkannt, und im Jahr 2007 wurde vom Bundestag die EU-Richtlinie 2004/23/EG umgesetzt, nach der die Daten des Spenders drei Jahrzehnte lang aufbewahrt werden müssen. Rechtliche Ansprüche der Spenderkinder leiten sich daraus aber in der Praxis nicht ab, im Gegenteil: Die meisten Kinderwunschkliniken berufen sich darauf, den Spendern Anonymität zugesichert oder die Unterlagen vernichtet zu haben, und wer mit Spendern in Kontakt treten will, wird bereits von der Vorzimmerdame abgewiesen. Zwar dürfen dem Spenderkind eigentlich „keine erlangbaren Informationen vorenthalten werden“, doch das Recht, sich diese Informationen zu beschaffen, leitet sich daraus nicht ab. Gibt eine Klinik an, keine Auskünfte erteilen zu können, ist der Fall damit erledigt.

Deprimierend sei es auch gewesen, niemanden mit einer ähnlichen Geschichte zu finden. „Mir erschien das alles als ein Fortpflanzungsmarkt, in dem ohne Rücksicht auf die Interessen des späteren Kindes vorgegangen wird“, schreibt Stina im Blog der Homepage *spenderkinder.de*, die sie ins Leben rief. 18 Spenderkinder haben sich inzwischen gemeldet, doch innerhalb Deutschlands ist es noch keinem von ihnen gelungen, Halbgeschwister kennenzulernen. Nur fünf bis zehn Prozent, so Schätzungen, wissen überhaupt von ihrer Herkunft; manche erfuhren davon zufällig, etwa während eines Krankenhausaufenthalts, als sie sich über die Zusammenstellung ihrer Blutgruppe wunderten. „Mir würde schon ein Foto des Spenders helfen oder wenigstens ein paar Hintergründe“, sagt Stina, „wie lebt mein Erzeuger heute, was macht er beruflich? Habe ich Halbgeschwister, und wie viele sind es: 10, 20 oder 50?“ Nach einigen Monaten, in denen sie den Kontakt zu ihren Eltern abbrach, nähert sie sich ihnen wieder an.

Ob der Anspruch der Anonymität, die Samenbanken garantieren wollen, im Zeitalter von DNA-Tests, Google und Onlinedatenbanken gewahrt bleiben kann, scheint zweifelhaft. Einem damals 15-jährigen US-Amerikaner gelang es, seinen genetischen Vater – der niemals hatte bekannt werden wollen – mit detektivischem Gespür zu finden. Der Teenager nutzte zunächst sein Y-Chromosom, das vom Vater an den Sohn weitergegeben wird, und schickte einen Abstrich seiner Mundhöhle gegen eine Servicegebühr von



289 Dollar an einen Dienstleister, der Familienstammbäume erforscht. Sein genetischer Vater hatte seinen Gencode zwar niemals weitergegeben, doch nach neun Monaten des Wartens meldeten sich zwei andere Klienten mit sehr ähnlichen Y-Chromosomen. Ihre Nachnamen wichen nur geringfügig in der Schreibweise voneinander ab. Eine heiße Spur.

Von seiner Mutter erfuhr er das Geburtsdatum, den Heimatort und den Schulabschluss des Samenspenders und kaufte von einem anderen Onlinedienstleister Listen mit Namen aller Männer, die an diesem bestimmten Tag an diesem bestimmten Ort geboren worden waren. Die Informationen verglich er mit dem recherchierten Nachnamen. Treffer! Nur ein Mann kam noch infrage: Es musste sich um seinen genetischen Vater handeln. Nach einigen Tagen nahm der Junge Kontakt mit ihm auf: Der Mann reagierte zunächst geschockt, dass es dem Jungen gelungen war, ihn zu entdecken. Heute haben sie gelegentlichen Kontakt, den der nicht mehr fremde Vater abzubrechen droht, falls seine Identität jemals an die Öffentlichkeit kommt.

„Die Geschichte beweist doch, dass es keine Anonymität mehr gibt“, meint Wendy Kramer vom „Donor Sibling Registry“, die ihren Sohn Ryan aus einer anonymen Spende zur Welt brachte. Ihre Initiative startete, als ihr Sprössling begann, nach seinem Vater zu fragen und es keine Möglichkeiten gab, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Ihre Datenbank bringt täglich im Schnitt sieben Angehörige zusammen, und hat etwa 26 000 registrierte Mitglieder in 23 Ländern – eine andere Art von Familienalbum im 21. Jahrhundert. „Wichtig ist es, die Kinder so früh wie möglich über ihre Herkunft aufzuklären“, sagt Kramer. Studien belegen, dass sie anderenfalls unter psychischen Problemen leiden können.

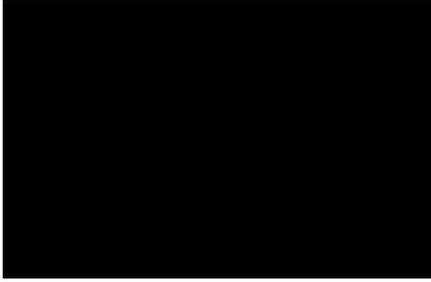
RENATE MÜLLER (Name ebenfalls geändert), eine Akademikerin, die im Rheinland lebt, entschied sich, ihre Söhne zu informieren, als diese im Kindergarten gefragt wurden, wo denn ihr Papa sei. „Mama konnte keine Babys bekommen, also hat mir ein Arzt geholfen, mit dem Samen eines Mannes“, so erklärt sie es den Jungen, sieben und zehn Jahre alt, die sie nach insgesamt zwölf Operationen zur Welt brachte. Sie steckte in einem Dilemma: Einerseits wünschte sie sich Kinder, auch deshalb, weil sie die Vorstellung schreckte, im Alter allein zu sein. Andererseits fand sie keinen Partner, der ihre Träume von Kindergeburtstagen und Enkeln teilte, und als wieder eine Beziehung in die Brüche ging, spürte sie, dass die Zeit knapp wurde.

Damals lebte Frau Müller in den USA, wo sie auf *singlemothersbychoice* aufmerksam wurde, die Seite einer Gruppe beruflich meist erfolgreicher Frauen, die sich von Lebensumständen nicht davon abhalten lassen wollen, Nachwuchs zu zeugen. Müller dachte über eine Adoption nach, entschied sich dann aber anders und begann, in Samenbanken nach einem geeigneten „Partner“ zu suchen. Die ersten Anbieter verrieten nur Körpergröße, Haar- und Augenfarbe sowie die Blutgruppe, das war ihr zu wenig. „Ich fand es wichtig, dass die Kinder den Spender später kontaktieren können, wenn sie mögen“, sagt sie. In Kalifornien (Fortsetzung auf Seite XXX)

ERINNERUNG AN DIE FAMILIE

Sieben der mindestens acht Kinder, die Michele Rossitto nach bisherigem Erkundungsstand gezeugt hat, haben dem gebürtigen Sizilianer auf seinen Wunsch hin Fotos von sich zukommen lassen – 1 Michele als kleiner Junge; 2 Crissa; 3 Salvo und Sara; 4 Nicolas; 5 Sarah und Ava; 6 Jack





SPERMA

FORTSETZUNG VON SEITE XXX

wurde sie schließlich fündig: ein Yes-Donor mit gutem Notenschnitt im College, gesund, außerdem sprach er positiv über seine Familie. Als sie das erste Ultraschallfoto ihres Kindes sah („Es war so süß“), kaufte sie sofort Sperma nach, um ein zweites Kind gebären zu können.

Frau Müller ist bewusst, dass ihre Form der Familienplanung nicht gerade bürgerlichen Konventionen entspricht, und sie fürchtet, diskriminiert zu werden. Einem Besuch stimmte sie nur zu, wenn die Namen aller Beteiligten, ihr Beruf und selbst ihr Wohnort geheim bleiben. In ihrer eigenen Familie erfuhr sie Ablehnung; ihre Schwägerin und ihr Onkel finden es nicht richtig, dass die Jungen vaterlos aufwachsen. „Da wird jedes Problem darauf zurückgeführt, und einige wollen gern Ersatzpapa spielen“, berichtet Frau Müller genervt. Mithilfe einer Datenbank fand sie heraus, dass ihre Jungen zehn Halbgeschwister in den USA haben, unter anderem in New York, New Jersey und North Carolina. „Eine ganz neue Art der Familie“, nennt sie es, „ein weltweites Netzwerk.“ Weihnachtspakete gibt es nicht, Karten zum Geburtstag blieben bislang aus, aber gelegentlich schickt man sich E-Mails in der fremden Großfamilie, und eines Tages, ist sie sicher, wird sie gewiss eine lange Reise unternehmen, um die Angehörigen zu besuchen. „Alle sind beruflich sehr beschäftigt, aber der Kontakt ist da“, meint sie. Ihren genetischen Väter werden die Kinder dann, so hofft Frau Müller, ebenfalls kennenlernen.

Auf manchen Samenspender kommt in den nächsten Jahren größerer Überraschungsbesuch zu. Wendy Kramer kennt das Beispiel eines jungen Mannes, der in ihrem Register entdeckte, 23 Kinder zu haben. Ein anderer, der angegeben hatte, für Kontaktwünsche offen zu sein, stellte fest, mindestens 67 genetische Nachkommen zu haben, alle unter sieben Jahre alt. Weil sein Profil scheinbar gefragt ist, steht sein Sperma im Kurs, als handelte es sich um flüssiges Gold. 67 Kinder? Wendy Kramer rief den Spender vorsichtshalber an, um sich zu erkundigen, wie er mit der Information klarkommt.

„Fragen Sie mich das bitte in zehn Jahren nochmal“, sagte der Mann, dann legte er auf. ←